

edelt es sich nicht 1929. Die Qualität kann jedoch jetzt schon als eine sehr gute bezeichnet werden. Trotz allem aber liegt ein Druck auf der gefamten Ahmwingerschaft. Der Absatz wird geringer von Jahr zu Jahr. Die Preise werden derart gedrückt, daß die Selbstkosten kaum gedeckt werden und so liegt hier die Tatsache vor, daß die Produktion bezgm. des Angebots, die Nachfrage übersteigt. Diese Nachfrager nach Ahz. bezgm. Rhein-Rotwein ist aber deshalb so gering, weil dem Deutschen Publikum zunächst ausländische Weine vorgezogen werden. Kein Mensch denkt daran, daß dadurch die Verbessehaltung der gefamten rheinisch-deutschen Ahmwingerschaft gedrückt und die der ausländischen Firmen gehoben wird! Hier gilt es deshalb wiederum an das Ausmannschaffliche Verbundbetriebsgefüß der Deutschen zu appellieren. Hier heißt es der Bevohrerschaft der besetzten Gebiete, hier heißt es der Ahmwingerschaft Kameradschaft zu halten. Und weil der Ahz-Rotspion, das in Bad Neuenahr sachverständige, nicht vielen, nur ein herborgerzogenes, für Zuckerkrankhe ist, weil das ärmliche Gefüß für Acker und Schale der Traube herangezogene kräftige Aroma dieses heimischen Rotweins ihm sogar den Namen „Ahz-Rot“ eintragen hat, deshalb ist er nicht nur Genuss-, sondern auch Genußsmittel, der in keinem deutschen Krankenhaus fehlen soll. Viele haben Ahmnanthausen, viele haben die Ahz im verlossenen Sommer besucht. Nur wenigen ist es befallen eine Serbittour zum Mosttrinken an die Ahz machen zu können. Jeder Deutsche aber, sofern er noch das Glück hat, sich eine Flasche Rotspion erlauben zu können, kann die ganze Serbittlichkeit der Ahmndschaft in konzentrierter Form genießen.

wenn er sich ein Edelgewächs aus den großen Keltern der Bingerweine von Ternaun-Wein, Magisch, usw. in seinem Gasthaus wusch. Es ist dies nicht nur Freude und Genuss, sondern gleichzeitig deutscher Volksdienst an der notleidenden hart verarmenden Rheinischen Bingerstadt.

Der Kampf um die Eroberung der Arktis

Entdeckungsgreisen in alter und neuer Zeit.
Die Unzulänglichkeit früherer Expeditionen
Radio als Hilfsmittel.

Von Vilhjalmur Stefansson.

(dem weltbekannten Nordpolfahrer und Forscher).

Vorbemerkung der Schriftleitung: Angeht die Frage, ob 1930 — möglichst mit Hilfe des „Graff Zeppelin“ — eine neue größere Nordpolfahrt erfolgen soll, dürften nachstehende Schilderungen eines der bedeutendsten Fachmänner besonderes Interesse erwecken.

Es war am 24. Mai vorigen Jahres, als Umberto Nobil mit seinen Begleitern auf dem Packeis etwa dreißig Meilen vom nächsten Lande, nämlich Spitzbergen, trieb. Als sein Radio keine verzweifelte Lage in die Welt hinaus drückte und die Position angab, nahm man allgemein an, die Leute müßten untergehen, wenn nicht Flugzeuge oder Luftschiffe zu ihrer Rettung sich aufmachten; man drang darauf, daß auch Eisbrecher bei der Hilfsaktion in Tätigkeit traten. Und wie man es sich gedacht hatte, so trug es sich auch zu. Welch ein Unterschied zu drei anderen, äußerlich ganz ähnlichen Fällen.

Am 24. Mai 1895 befindet sich Fridtjof Nansen mit seinem Begleiter Frederik Johanson auf der gleichen Art Packeis, auf dem Nobil mit seinen Leuten später landete, nur war Nansen 75 Meilen statt 30 vom Festlande entfernt. Vor vielen Monaten hatten sie ihr im Packeis eingeschlossenes Schiff verlassen. Sie waren mit dem Besten, das im Jahre 1885 aufzutreiben war, versehen. Als Nansen und Johanson das Schiff verließen, hatten sie drei Hundeschlitten. Es war mitten im Winter, und die Temperatur sank häufig bis auf 40 Grad Kälte, so daß sich die beiden in dicke Pelze hüllen mußten. Während der Nacht schliefen sie in Zelten, denn damals war es noch eine unbekannte Kunst, die warmen und beglückenden Eskimohäuser zu bauen. Die beiden Forscher kannten kein Mittel, die Reife oder Eisbildung zu verhindern. Dieses Versehen wurde erst später herausgefunden und so vervollkommen, daß man heute in den Regionen des hohen Nordens stets trockene Kleidung am Leibe trägt, es sei denn, man führt durch eine mit Wasser gefüllte Eisrinne.

Tauende Kleider.

Nansen schreibt in seinem Buch „Im höchsten Norden“, Band 2, Seite 145: „Sobald Johanson die Hunde besorgt hatte, bereiteten wir die Schlaffläche sorgfältig aus, schlossen den Zeltvorhang und krochen in die Säcke, um unsere Kleider auszulegen. Das war keineswegs eine angenehme Arbeit. Während des Tages war die Ausdünstung des Körpers allmählich in den äußeren Kleidern kondensiert worden und bildete jetzt durch die Kälte eine richtige Eiskruste. Die Kleidung war so steif, daß sie bei jedem Schritt, den wir taten, hörbar klirrte. Die Wemmel meines Mantels waren so hart, daß sich tatsächlich wunde Stellen an meinen Gelenken bildeten. Eine davon an der rechten Hand bekam Frost, und ich trage noch heute die Narbe. Sobald wir des Abends in unseren Schlafflächen lagen, begannen die Kleider aufzutauen. Wir lagen fest eingewickelt, während unsere Zähne aufeinanderzuschlugen, und erst nach einer oder anderthalb Stunden wurden wir etwas wärmer, was uns so dringend nötig war. Endlich wurden unsere Kleider feucht und weich — nur um nach ein paar Minuten wieder steif zu frieren, wenn wir am Morgen aus den Säcken krochen. Es war nicht möglich, die Kleider jemals auf der Reise zu trocknen.“

Nansens drei Schlitten waren mit Lebensmitteln beladen, doch Hunde und Männer verzehrten viel, und so verfiel bald eine Ladung. Darauf traten sie die Schlittenhunde und fütterten die anderen Hunde damit. Im Jahre 1895 und selbst noch manches Jahr danach hielt man es für unabweisbar, bei

arktischen Expeditionen die Hunde zu töten, um andere Hunde oder Menschen mit dem Fleisch zu sättigen. Man kam noch nicht auf den Gedanken, die Seehunde, die unter dem Eis leben, zu fangen. So war es natürlich, daß sich Nansen und sein Gefährte eines Tages völlig allein auf ihrem Marsch nach Franz Josephs Land befanden.

Von Eisscholle zu Eisscholle.

Im Mai begann es wärmer zu werden, und unter den Schollen machte sich stärkere Bewegung bemerkbar, so daß sich breitere Wasserstreifen zeigten. Immer häufiger sahen sich die beiden Wanderer zu großen Unwegen gezwungen, um von einer Scholle zur anderen zu gelangen. Mitunter mußten sie auch auf einer Scholle warten, bis sie an eine andere herantreiben, auf die sie dann hinüber springen konnten. Später wurden die Spalten immer breiter, so daß die Forscher ihre Segelboote benutzen mußten, um von Scholle zu Scholle zu paddeln.

Die beiden Männer hatten eine schwere Zeit durchzumachen. Doch blieben sie gesund, und gab keine Position an, aber es war niemand an der Küste Alaskas, der Hilfe hätte bringen können. Außerdem hatte Wilkins Befehl gegeben, keine Rettungs-Expeditionen zu unternehmen, da er glaubte, im Notfall marschieren zu können, bis er das Land erreichte. Nobil hat das nicht getan. Beide Landungen waren Notlandungen, und beide Male konnten aus den Trümmern der Flugzeuge brauchbare Gegenstände hergestellt werden.

Beide Parteien wußten, wie weit sie vom Lande entfernt waren. Wilkins durch mathematische Berechnungen und Nobil außerdem noch durch den Augenschein, denn er befand sich so nahe am Lande, daß er es sehen konnte.

Der größte Unterschied aber liegt in einer Tatsache, die nie erwähnt wurde, nämlich in uns selbst. Wie leben in der Ära des Rundfunks und des Flugzeuges. Nansen kannte kein Radio, als er auszog. Er war entschlossen, sich nur auf sich selbst zu verlassen, und wir erwarteten auf seiner Seite Klugheit und Vorbedacht. Das gleiche trifft auf die anderen Expeditionen zu, einschließlich Wilkins, der einen Radiosender besaß. Aber dieser Forscher gehörte zur alten Schule und vertraute allein auf seine Tüchtigkeit. Und so marschierte er 80 Meilen über die Eisschollen.

Tauwetter.

Doch wie bei Nansen, nahmen auch unsere Schwierigkeiten bei Beginn des Sommers zu. Mit dem 24. Mai wurde es zu warm für Schneehäuser, und wir errichteten Zelte. Später begann es zu regnen, und Tauwasser bildete sich auf dem Eis. Die Risse zwischen den Schollen wurden häufiger und weiter. Einmal mußten wir vor einer zehn Meilen breiten, offenen Stelle Halt machen und wurden elf Tage dadurch aufgehalten. In dieser Zeit schwamm unsere Eisscholle 90 Meilen zurück. Das bedeutete eher Verlangsamung der Reise und Vermehrung der Gefahren. Da wir die Methoden kannten, die man bei der Jagd anwenden mußte, so hätten wir den Sommer auf dem Eis verbringen können, um dann, sobald die Kälte einsetzte und das Wasser gefroren ließ, den Weg fortzusetzen. Aber das war nicht nötig, und so erreichten wir am 26. Juli Land, zusammen mit unseren Hunden, die wie gemästete Ferkel aussahen.

Am 24. Mai 1918 befanden sich fünf Leute meiner Expedition unter Führung Stokers Storkersons 200 Meilen vom Lande entfernt auf Treibeis. Dieser Fall war insofern etwas anders, als sie keine Eile zur Rückkehr hatten. Sie wollten acht Monate auf dem Eis verbringen, um sich treiben zu lassen und dabei die Tiefenverhältnisse durch Schallmessungen während der Fahrt festzustellen. Die Eisscholle, auf der die Männer hausten, hatte einen Durchmesser von fünf Meilen und trug sie während sechs Monaten über 450 Meilen. Als dann im Oktober die Spalten und Risse auftraten, machten sich die fünf nach dem Festlande auf, und nachdem sie etwa 300 Meilen von Scholle zu Scholle gezogen waren, landeten sie im November in Alaska. Die Küste war bewohnt. In den drei Fällen hatten sich die Reisenden 75, 100 und 200 Meilen vom Lande entfernt befunden und zwar

an dem gleichen Tage, da Nobil 30 Meilen vom Festlande auf dem Eis niederging.

Wilkins.

Am 29. März 1927 flogen George Hubert Wilkins und Carl Ben Eielson in einem einmotorigen Eindecker über die Eislände des nördlichen Nordens von Alaska. Der Brennstoff fehlte, und die beiden mußten ebenso wie Nobil plötzlich landen. Es gelang ihnen, unterseht den Boden zu erreichen, und sie befanden sich 80 Meilen vom Lande, eine Entfernung, welche die beiden in 13 Tagen zurücklegten. Auch diese beiden unerschrockenen Flieger kannten die Methoden, die man in hohem Norden zur Selbsterhaltung anzuwenden hatte. Sie schliefen bequem in den Schneehütten. Die Schlitten verfertigten sie aus den zerbrochenen Teilen des Flugzeuges. Nicht immer hatten sie Glück, denn Wilkins stürzte zweimal in eine Spalte und wurde völlig durchnäßt, aber er wußte, wie er die Kleidung trocknen konnte. Noch in anderer Beziehung ähnelt der Fall Wilkins dem Nobils. Wilkins führte einen Sender mit sich und gab seine Position an, aber es war niemand an der Küste Alaskas, der Hilfe hätte bringen können. Außerdem hatte Wilkins Befehl gegeben, keine Rettungs-Expeditionen zu unternehmen, da er glaubte, im Notfall marschieren zu können, bis er das Land erreichte. Nobil hat das nicht getan. Beide Landungen waren Notlandungen, und beide Male konnten aus den Trümmern der Flugzeuge brauchbare Gegenstände hergestellt werden.

Beide Parteien wußten, wie weit sie vom Lande entfernt waren. Wilkins durch mathematische Berechnungen und Nobil außerdem noch durch den Augenschein, denn er befand sich so nahe am Lande, daß er es sehen konnte.

Der größte Unterschied aber liegt in einer Tatsache, die nie erwähnt wurde, nämlich in uns selbst. Wie leben in der Ära des Rundfunks und des Flugzeuges. Nansen kannte kein Radio, als er auszog. Er war entschlossen, sich nur auf sich selbst zu verlassen, und wir erwarteten auf seiner Seite Klugheit und Vorbedacht. Das gleiche trifft auf die anderen Expeditionen zu, einschließlich Wilkins, der einen Radiosender besaß. Aber dieser Forscher gehörte zur alten Schule und vertraute allein auf seine Tüchtigkeit. Und so marschierte er 80 Meilen über die Eisschollen.

Mit Nobil war es etwas anderes. Einige unter der Mannschaft glaubten wohl, sie müßten nach der Notlandung marschieren und Land erreichen und die Kranken dabei mittragen. Die Mehrheit aber war der Ansicht, sie müßten alle auf der Scholle bleiben und ihr Vertrauen auf den Radioapparat setzen. Und diese Ansicht wurde von der Welt im großen und ganzen geteilt. Und so begann das Suchen, und die Hilfs-Expeditionen legten ein. Das war das Zeichen der Zeit. Als wir hörten, daß Nobil Kranke bei sich habe, waren wir nur von dem Gedanken befeelt, sofort zu helfen.

Im Jahre 1928 schien es uns ganz einleuchtend, daß Nobil keinen Marsch beginnen konnte, weil einer seiner Leute ein gebrochenes Bein hatte. Wir wollten damit nur andeuten, daß jene alten Zeiten des Selbstertrauens, der Selbsthilfe bei arktischen Expeditionen sich in eine Zeit der Notrufschiffe und Notrufe gewandelt haben, wo es Rettungs-Expeditionen in Hilfe gibt, und dies ist in erster Linie das Ergebnis unserer technischen „Eroberungen“ der Luft und des Meeres durch Flugzeug und Rundfunk.

Familienleben im modernen China

Die chinesische Auffassung von der Ehe. — Gleichberechtigung der Geschlechter im fernem Osten.

Von Dr. Schang Ling Fu

(bekannte Autorität in Fragen des chinesischen Volkslebens).

Innerhalb der chinesischen Gesellschaft bildet die Familie die Einheit. Seit unbenklichen Zeiten war es nicht anders. Heute aber muß die soziale Ordnung eine Wandlung durchmachen, und die Familie steht am Scheidewege. Es entstehen Vermirrungen und Konflikte. Natürlich aber muß die Familie als der Grundstein des sozialen Wiederaufbaues sein, denn sie ist alt und stark genug, um das Gute in unruhen zu bewahren, und elastisch genug,

um sich den Forderungen der modernen Gesellschaft anzupassen.

Unser soziales System ist auf den Kopf gestellt worden, weil es nicht fähig ist, mit den Veränderungen der Lebensbedingungen und mit dem Konflikt zwischen Familienkommunismus und modernem Kapitalismus Schritt zu halten. Der Puls des öffentlichen Moralgefühls hat zu schlagen aufgehört. Politische Wissenschaftler versuchen umsonst, eine wahre Demokratie aufzubauen; politische Wirtschaftler aus der Schule Karl Marxs haben es verübt, die Wichtigkeit chinesischen Familienlebens gebührend einzuschätzen. Keine soziale Reform aber wird gelingen, wenn sie nicht von der Einheit innerhalb der chinesischen Gesellschaftsordnung ausgeht, eben von der Familie.

Das chinesische Familienleben wird mehr oder weniger durch die jüngere buddhistische Religion beeinflusst. Der Konfuzianismus ist nur eine Art ethischer Lehre, von der Menschen zu besseren, doch nicht eine Religion an sich. Deshalb besteht eine aus der menschlichen Natur heraus verständliche Sehnsucht nach etwas Höherem, und diese erklärt, warum der Buddhismus in China Eingang fand. Er hat die öffentliche Meinung umgestaltet und zur Befreiung der Frau beigetragen.

Wir besitzen manches Denkmal, das Frauen geehrt hat, die den höchsten Grad der Keuschheit bewahrten. Zumeilen schrieb sogar der Sohn des Himmels mit eigener Hand ihnen zu Ehren eine Widmung, die in den Sozialen Eigenschaften der Frauen bestand. Diese Denkmäler sind derart zahlreich, daß sie, eines an das andere gereiht, eine Linie ergeben würden, so lang wie die Große Mauer. Heute sind die Ideen der jungen Frauen, der Jünglinge und der Mädchen durch das soziale Evangelium der Liebe und durch die Vorstellungen von der neuen „Psychologie der Geschlechter“ beeinflusst. Wir müssen nach Möglichkeit danach streben, das Gute an unserem alten Familienleben zu bewahren. Die veralteten Ansichten sollen natürlich fallen, aber wir brauchen eine gewissenhafte Kontrolle und Führung und eine Reihe neuer Ideale, um die alten zu ersetzen. Die Einführung der Vaterspielschule und ähnliche Dinge haben das Volk manches dumme Zeug gelehrt. Wir machen den Weisheit darum keinen Vorwurf, aber wir wollen mit ihnen arbeiten, um neue Werte zu finden.

China ist ein Ackerbauland, und das ganze System der Familie beruht auf der Landwirtschaft. Deshalb mußte mit der Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Organisation der Familie zusammenbrechen. Im landwirtschaftlichen Beruf leben die Männer, die zusammenarbeiten, meistens auch gemeinsam unter einem Dache. Oft sind auch ihre Eltern bei ihnen, und manchmal haufen vier oder fünf Generationen zusammen. Sie sind an die Scholle gebunden, und so entstand das große chinesische Familiensystem. Der Boden ist für die Bauern ihre Welt und macht sie friebarm. Anders aber, sobald die Leute mit der Industrie in Berührung kommen, alles reißt sie dann von der Familie fort. Jenseits hin findet aber auch heute noch drei Viertel der chinesischen Bevölkerung in der Landwirtschaft. Das alte, umfängliche Ernteverfahren wird noch heute befolgt, und meistens arbeiten mehrere Familien zusammen, ohne sich Dienstboten zu halten. Die Familie teilt sich je nach dem Geschlecht in die gesamte Arbeit. Aber es wäre zu wünschen, daß die chinesischen Bauern von der Plakerei ihres heutigen Alltagslebens befreit würden, und augenblicklich bemüht sich die Regierung, ein Genossenschaftswesen nach dem Vorbild zu schaffen, um der Landwirtschaft das Leben zu erleichtern.

Während die Frauen gewöhnlich im Hause arbeiten, sind die Männer auf dem Felde beschäftigt. Aber manchmal müssen auch jene Männerarbeit verrichten, und im gewöhnlichen Volk herrscht völlige Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern. Nur die alte Konfuzianische und die feudalen Schulen einer Ungleichheit. Aber auch dann lebten noch bei drei Vierteln der Bevölkerung Mann und Frau als Gleichberechtigte.

Natürlich spielte bei diesem patriarchalischen System der älteste Junge als Stammhalter eine große Rolle. Töchter heirateten nicht aus dem Hause und galten deshalb nicht mehr innerhalb der Familie. Jetzt aber werden Knaben und Mädchen gleich behandelt.

Statistisches Ermittlungen zufolge erreichte der Durchschnittsalter ein Alter von sechzig Jahren. Ich habe kürzlich eine kleine Arbeit über diese Frage veröffentlicht, in der ich nachwies, daß die Chinesen wirklich ein gesundes Leben zu führen verstanden. Fast jeder Angehörige des Mittelstandes besitzt seinen Garten, der ein friedliches und anmutiges Plätzchen ist,

und jeder bemüht sich, sein Heim so schön wie möglich zu gestalten. Das wirtschaftliche Leben der Familie beruht auf dem Gemeinschaftsprinzip. Jeder steuert sein Einkommen zur gemeinsamen Kasse bei. Dafür erhält jeder einen Anteil nach Maßgabe dessen, was er braucht. Es gibt kein Familienmitglied, für das nicht gesorgt würde.

Zur psychologischen Erscheinung des Familienlebens gehört die Schaffung eines Zustandes des Friedens, der Ordnung des Glücks und der Harmonie, weil sich jeder dem Gebot des Anstandes unterordnet. Letzteres regelt das Verhältnis der Geschlechter untereinander derartig gut, daß es einen ganz instinktiven Ehrenkodex schafft und alle anormalen Bestrebungen auf natürlichem Wege unterdrückt. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wird immer durch väterliche Liebe auf der einen, durch kindlichen Respekt und herzliche Verehrung auf der anderen Seite bestimmt. Wenn auch Ausnahmefälle vorkommen mögen, so herrscht doch zwischen allen Familienmitgliedern Achtung und Liebe, ein Mittelweg zwischen Vernunft und Zuneigung. Risse und Unruhen als Ausdruck der Liebe sind unbekannt. Beides kann hin und wieder zwischen einer Mutter und ihrem Kinde beobachtet werden, aber nicht, wenn letzteres mehr als vier oder fünf Jahre alt ist. Ich bin der Ansicht, daß sich die Liebe bei uns in China eben zu einer höheren Stufe aufgeschwungen hat, wo sie auf alle diese kindlichen Gefühlsäußerungen verzichten kann. Bemerkenswert ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Wenn auch die Heirat meistens von den betreffenden Familien vereinbart wird, und das junge Paar selbst einander nur der Hochzeit gar nicht kennt, so lieben sich die Gatten doch mehr, als dies bei modernen Ehen der Fall zu sein pflegt. Sie werden jung verheiratet und haben an der Familie noch die richtige Leitung. Sie wachsen eben als Junge und Mädchen zusammen auf, um Mann und Frau zu werden. Sicherlich kommt es vor, daß sich die Gatten nicht verstehen. Im großen und ganzen aber sind diese Ehen erstaunlich glücklich.

Das religiöse Leben der Familie spielt im Allgemeinen keine Rolle. Die Achtung vor dem Vater, der der Stolz auf eine lange Ahnenreihe, auf den Ruhm des Gründers der Familie finden ihren Ausdruck in einer Verehrung der Vorfahren, die dem Westen fremd ist. Das Wort „Ren“ oder „Jen“ für menschliches Verständnis bezeichnet das ethische Seite des chinesischen Familienlebens. Den Beziehungen der Menschen untereinander liegen die drei Hauptprinzipien von Himmel, Erde und Mensch zugrunde, ebenso die fünf unveränderlichen Tugenden, die da vorzuführen: Der Vater muß gütig sein, der Sohn kindlich, der ältere Bruder frommlich, der jüngere ehrfurchtsvoll, der Gatte gütig, die Frau treu, die Freunde ehrlich, und Herrscher und Untertanen sollen in Eintracht leben.

Vernichtete Tierwelt

Ueber den Grad, den die Ausrottung wilder Säugetiere in Afrika und Asien erreicht hat und über die Folgen, die unter Umständen sich organisierter Massenmord haben kann, berichtet der durch seine Tierchilderungen bekannte englische Schriftsteller Massingham in einer englischen Zeitschrift. Danach ist die größte Zahl wichtiger afrikanischer Säugetiere gänzlich oder nahezu völlig ausgerottet. „In Afrika“ — so schreibt Massingham — „haben der Häutehändler, der Elfenbeinhändler, der Tierhändler, der rucklose Großwild-Jäger, der Siedler und der mit Blindheit geschlagene Jettelliegen-Spezialist gründliche Arbeit verrichtet. Die Gesellschaft für die Erhaltung der Fauna des Britischen Reiches berichtet, daß von den großen Elefantenherden, die einst im Hochland des Nils in Südafrika umherstreiften, nur dreißig bis vierzig Tiere übrig geblieben sind. Die Nachfrage nach Zebra-Leber bewirkte, daß in sehr kurzer Zeit in einem kleinen Distrikt 12.000 Zebras getötet wurden. Als noch die Ansicht vorherrschte, daß den von Jettelliegen angegriffenen Vermehrungen nur durch ausgedehnte Treibjagden auf alle großen Säugetiere Einhalt getan werden könnte, wurden ungläubliche Gemeinel unter den letzteren angerichtet, welche an die großen Wägenmehel bei der Erdrückung der amerikanischen Ebenen erinnern. Man entdeckte dann, daß die am schlimmsten infizierten Regionen die waren, die am wenigsten Wild auswiesen, während in Tanganjika die Massen- Ausrottung von Wild bewirkte, daß die Fliegen sich dem Menschen zuwandte.“ Neben diesem

Irreum hat die Diktatur der Mode ungeheuerliche Vermehrungen unter zahlreichen Säugetiergattungen hervorgerufen und jedem mit Empfinden für die Tierwelt begabten Menschen wird die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß zur Befriedigung menschlicher Eitelkeiten — und nur zu diesem Zweck — Tierarten ausgerottet sind, auf die die Naturvölker der Gegenden, in denen diese Tiere lebten, auf Gedeih und Verderb angewiesen waren.

Wie man Millionär wird

Vom Fischer zum Salpeterhändler. — Vielfacher Millionär, aber Analphabet. — Der Fährkönig von Südamerika.

Von Hans Ernst Gehrke.

Die Anziehungskraft, welche die Vereinigten Staaten lange Jahre hindurch auf die europäischen Auswanderer ausübten, beruhte zum nicht geringen Teil auf der Vorstellung, daß es dort jedem, wenn nicht gerade leicht, so doch bei einigem Glück möglich sei, sich binnen kurzem zum Siefelpotter oder Zeitungsjungen zum Millionär emporzuarbeiten. Unzählige Beispiele für derartige Fälle wurden aus dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ in der Alten Welt erzählt und geglaubt. Aber nicht nur die U. S. A. boten diese Möglichkeiten; auch Südamerika, die „aufsteigende Welt“, kennt zahlreiche Fälle, in denen es mittellose angekommene Einwanderer zu Riesenerträgen gebracht haben.

Von der trockenen und warmen Felsenküste Dalmatiens wanderten früher viele ihrer Bewohner, die ihre Heimat nicht ernähren konnte, nach Chile aus, um in den dortigen Salpeterbrüchen ein kümmerliches Brot zu verdienen. Unter ihnen befand sich auch ein armer Fischer, Sohn aus Ragusa, dem es gelang, von seinem erparten Lohn selbst einen kleinen Salpeterhandel anzufangen. Bald dehnte sich dank seiner Umsicht und Tatkraft das Geschäft so aus, daß der ehemalige Fischer schnell eine führende Rolle im Salpeterhandel spielen konnte. Heute beherrscht er als „Salpeterkönig“ Don Bascall Baburizza den Markt fast unbeschränkt und verfügt über ungezählte Millionen.

Ebenfalls aus Dalmatien, aus der Gegend von Fiume, stammte Don Nicolas Mihanovic, der darauf nach Buenos Aires kam und später eine der größten südamerikanischen Schiffahrtsgesellschaften besaß. Mihanovic begann seine Laufbahn damit, daß er die Reisenden der einlaufenden Schiffe in einem Boote an Land setzte, denn ein regelrechter Hafen mit Landungsstegen und Kais war damals, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in der argentinischen Hauptstadt noch unbekannt. Zunächst mußte Mihanovic sich für seinen „Betrieb“ ein Boot mieten, wurde dann dessen Eigentümer und baute das Unternehmern so aus, daß er schon nach kurzer Zeit mehrere andere Boote mit den entsprechenden Hilfskräften in Dienst stellen konnte. Nicht lange währte es, bis der tatkräftige Dalmatiner über eine ganze Flotte von Booten und Leutchen verfügte und so den Grundstock zu einem Vermögen legte. Als dann der Hafen ausgebaut wurde und die Ueberseefahrt unmittelbar am Lande anlegen konnte, war das Mihanovic'sche Unternehmen dem Untergang geweiht. Doch sein Inhaber erkannte rechtzeitig den Umwandlung der Dinge und richtete jetzt einen Flugdampferdienst auf den großen Flüssen, zunächst auf dem Rio Plata, dann auch auf dem Paraná und Uruguay ein. Binnen kurzem hatte er hier sich eine Monopolstellung verschafft, das Unternehmen dehnte sich immer mehr aus, und man nahm auch den Seefahrtverkehr, z. B. nach Patagonien, auf. Heute besteht die Flotte der argentinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft (Nicolas Mihanovic) A. G. aus 24 Fahrzeugen, darunter befinden sich die prächtigsten Schiffe der argentinischen Handelsmarine. Dabei war ihr unlangst verstorbener Besitzer, der seines Lebens Analphabet, der gerade mit Mühe seinen Namen schreiben konnte.

Auch einige unserer Landsleute haben es in Südamerika aus kleinen Anfängen zu großem Reichtum gebracht. So u. a. Franz Schmidt, der als völlig mittelloser Landarbeiter begann, aber dank seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit bald sich ein kleines Grundstück kaufen konnte, auf dem er Kaffee zu bauen begann. Gerade in diese Zeit fiel der tiefenhafte Aufschwung der Kaffeekultur im Staate Sao Paulo. Schmidt kaufte immer mehr Ländereien zu den bereits erworbenen hinzu und gründete eine Kaffeepflanzung nach der anderen. Schließlich gehörte dem Obersten Franz Schmidt — Oberst wird in Brasilien jeder, der